

Gedenkstunde des Landtags von Baden-Württemberg zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus

in Ludwigsburg am 27. Januar 2016



Landtag von
Baden-Württemberg

Herausgeber

Landtag von Baden-Württemberg
Referat Öffentlichkeitsarbeit
Konrad-Adenauer-Str. 3
70173 Stuttgart

Bildnachweis

Andreas Kaier
Landtagspressestelle

Internet

www.landtag-bw.de

© Januar 2016
Landtag von Baden-Württemberg

Gedenkstunde des Landtags von Baden-Württemberg zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus

in Ludwigsburg
am 27. Januar 2016



Landtag von
Baden-Württemberg

Inhalt

-
- 6 Programm**
- 8 Grußwort**
Werner Spec
Oberbürgermeister der Stadt Ludwigsburg
- 13 Begrüßung und Gedenkrede**
Wilfried Klenk MdL
Präsident des Landtags von Baden-Württemberg
- 21 Rede**
Wolfram Slupina
Jehovas Zeugen, Öffentlichkeitsarbeit,
Zweigbüro Zentraleuropa
- 30 Rede**
Jana Mechelhoff-Herezi
Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas
- 46 Schlusswort**
Wilfried Klenk MdL
Präsident des Landtags von Baden-Württemberg
- 49 Fotos**
-

Programm

Gedenkstunde

des Landtags von Baden-Württemberg

Musikstück

Grußwort

Werner Spec

Oberbürgermeister der Stadt Ludwigsburg

Begrüßung und Gedenkrede

Wilfried Klenk MdL

Präsident des Landtags von Baden-Württemberg

Geschichte verblasst schnell, wenn sie nicht Teil des eigenen Erlebens war

Wolfram Slupina

Jehovas Zeugen, Öffentlichkeitsarbeit

Zurück ins Leben – sprechen trotz allem?

Herausforderungen des Weiterlebens und Strategien der Bewältigung

Jana Mechelhoff-Herezi

Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas

Gespräch mit Zeitzeugen

- Werner Speidel, Jehovas Zeugen, Stuttgart
- Horst Selbiger, Ehrenpräsident Child Survivors Deutschland e.V., Berlin
- Moderation: Jana Mechelhoff-Herezi,
Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas

Musikstück

„Tell – Der Apfelschuss“: Inklusives Generationentheaterprojekt der Kunsthochschule Labyrinth, Ludwigsburg

Moderation: Gabriele Sponner, Regisseurin und Theaterpädagogin

Musikstück

Schlusswort und Überleitung

Wilfried Klenk MdL

Präsident des Landtags von Baden-Württemberg

Einladung zur Begegnung

Informationsstände der Opferorganisationen

Ausstellungen

- Standhaft trotz Verfolgung – Jehovas Zeugen unter dem NS-Regime
- Aquarelle des ehemaligen KZ-Häftlings Johannes Steyer
- Gemäldezyklus des Künstlers Heinz Tetzner

Musikalische Umrahmung:

Aaron Weiss (Komponist, Pianist) und Sandro Roy (Geige)

Grußwort

Werner Spec

Oberbürgermeister der Stadt Ludwigsburg



**Vertreter der Familien der Opfer des Nationalsozialismus
und der Opferverbände,
heute insbesondere auch der Vertreter der Sinti und Roma
sowie der Zeugen Jehovas,
Herr Präsident des Staatsgerichtshofs,
Herr Landtagspräsident,
Herr Innenminister,
Mitglieder des Landtags von Baden-Württemberg,
Schülerinnen und Schüler,
sehr geehrte Damen und Herren,**

zur diesjährigen Gedenkfeier der Opfer des Nationalsozialismus
begrüße ich Sie bei uns im Forum am Schlosspark in Ludwigsburg.

Ludwigsburg hat in der Aufarbeitung der nationalsozialistischen
Vergangenheit eine international beachtete Rolle gespielt. Im Dezember 1958 wurde in Ludwigsburg die Zentrale Stelle der Landesjustiz-
verwaltungen zur Verfolgung nationalsozialistischer Verbrechen
begründet, die bis heute auch international Vorermittlungen für
die Staatsanwaltschaften durchführt, um Täter zur Verurteilung zu
bringen. Auf Vorschlag des Justizministeriums Baden-Württemberg
haben die Länderjustizminister im vergangenen Jahr beschlossen,
die Zentrale Stelle weiterzuführen.

Ich danke an dieser Stelle Herrn Justizminister Stickelberger für
seinen persönlichen Einsatz. Wenn sich zu einem späteren Zeitpunkt
weitere Ermittlungen aufgrund des Zeitablaufs erübrigen, ist es
sinnvoll, die Akten für die nationale und internationale Forschung
weiterhin in Ludwigsburg zur Verfügung zu stellen. Über die wissen-
schaftliche Forschung hinaus wird es wichtig sein, ein pädagogisches
Konzept für die Jugend- und Erwachsenenbildung zu erarbeiten, bei
der es einerseits um die Auseinandersetzung mit der nationalsozialis-
tischen Vergangenheit und die Aufarbeitung gehen muss. Darüber
hinaus ist aber angesichts von immer wiederkehrenden rassistischen
und nationalistischen Tendenzen die Schärfung eines noch breiteren

politischen Bewusstseins für eine Demokratie der Werte und der Toleranz unverzichtbar.

Schon vor dem Aufbau der Zentralen Stelle wurden in der unmittelbaren Nachkriegszeit die zahlreichen im Krieg nicht zerstörten Kasernen – Ludwigsburg galt lange Zeit als das Schwäbische Potsdam – unter anderem als Internierungslager für Amtsträger der NSDAP, Mitglieder der SS, Führer der Waffen-SS und SA, und Gestapo-Angehörige genutzt. Es war das im damaligen Württemberg-Baden mit bis zu 13.000 Insassen größte Internierungslager, in dem im Rahmen der Entnazifizierung Spruchkammern über die Verhängung von Sühnemaßnahmen entschieden. Die höchste Spruchkammerinstanz des Landes Württemberg-Baden befand sich in Ludwigsburg.

Ludwigsburg wurde neben der Rechtsverfolgung nationalsozialistischer Verbrechen aber auch zu einem Ausgangspunkt von Versöhnung und Frieden.

Im Jahr 1948 wurde unter anderem von Theodor Heuss und Carlo Schmid das Deutsch-Französische Institut mit dem Ziel der deutsch-französischen Verständigung gegründet.

Auf Initiative des Bürgermeisters von Montbéliard Lucien Tharradin, der in der Zeit der Naziherrschaft das Konzentrationslager Buchenwald überlebt hatte, und auf Vermittlung des Deutsch-Französischen Instituts kam es im Jahr 1950 zur ersten Deutsch-Französischen Städtepartnerschaft mit Ludwigsburg, der viele andere folgten und die dem Prozess der Aussöhnung beider Völker eine entscheidende, weil breite Wirkung verliehen.

Menschen, wie Lucien Tharradin und andere träumten in den bittersten Stunden ihres Lebens von einem Leben in Frieden und Freiheit, von einem Europa des Friedens und der Gemeinsamkeit.

Er und viele andere, die unter den Schrecken der Nationalsozialisten existenziell bedroht waren und gelitten hatten, setzten sich mit ihrer ganzen Kraft für die Aussöhnung und eine humane Wertegesellschaft ein.

Die Aussöhnung nach dem Krieg, den Weg zu einem friedlichen Europa haben wir gerade vielen dieser überlebenden Opfer des Naziregimes mit zu verdanken!

Heute leben wir in einer Zeit, in der Frieden, Freiheit und Demokratie im politischen Europa scheinbar selbstverständlich geworden sind. Das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus, aber auch die aktuelle Entwicklung in Europa und in der Welt muss jedoch immer neu ins Bewusstsein rufen, dass Frieden, Freiheit und die demokratische Grundordnung alles andere als Selbstläufer sind. Gefordert sind dabei Politik und Gesellschaft gleichermaßen. Wir brauchen mehr Nachhaltigkeit in der Politik, national wie international. Nachhaltige Politik ist ohne mitunter unpopuläre Weichenstellungen für die Zukunft nicht machbar. Dafür bedarf es politischen Muts einerseits, aber auch der gesellschaftlichen Akzeptanz.

Europa ist derzeit nicht nur durch die Flüchtlingsentwicklung belastet, sondern krankt genau am Problem ungelöster Reformen aufgrund fehlender politischer Akzeptanz. Wenn den demokratischen politischen Kräften die Lösung der Zukunftsaufgaben von zunehmenden Teilen der Gesellschaft aber immer weniger zugetraut wird, wächst der Nährboden für Populisten und die extrem äußeren Ränder des politischen Spektrums.

Wie kaum zuvor brauchen wir deshalb die Erneuerung eines aktiven politischen Bürgersinns. Eine Kultur des solidarischen Engagements und bewusster Wähler, die notwendige weniger populäre Maßnahmen nicht leichtfertig abstrafen.

Die politische Bewusstseinsbildung, beginnend in den Schulen, muss wieder deutlich gestärkt werden!

Es gibt jedoch auch Zeichen der Hoffnung, gerade bei uns in Deutschland. Es sind die vielen Menschen in Kirchen, Vereinen oder als Einzelperson, die sich gerade jetzt in der Flüchtlingskrise auf eindrucksvolle Weise engagieren und unserem Land ein menschliches Antlitz verleihen. Diese Bürgerbewegung bietet die große Chance auf eine Überwindung der Kluft zwischen Politik und Gesellschaft. Lassen Sie uns darauf aufbauen!

Lassen Sie uns aktiv für Frieden, Freiheit, Toleranz und Generationengerechtigkeit einsetzen. Das schulden wir uns, aber auch den Opfern des Nationalsozialismus!

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit!

Begrüßung und Gedenkrede

Wilfried Klenk MdL

Präsident des Landtags von Baden-Württemberg



Herr Innenminister Gall,
Herr Landtagsvizepräsident Drexler,
Frau Fraktionsvorsitzende Sitzmann und meine Herren
Fraktionsvorsitzenden Wolf und Schmiedel,
liebe weitere Kollegen des Landtags – namentlich die örtlichen
Abgeordneten Herrmann und Staatssekretär Walter,
Herr Präsident des Verfassungsgerichtshofs Baden-Württemberg Stilz,
liebe ehemalige Landtagsmitglieder – stellvertretend
Herr Landtagspräsident a. D. Schneider und mit besonderer
persönlicher Wiedersehensfreude, lieber Ex-Kollege Birzele,
Frau Vorstandssprecherin Traub von der „Israelitischen
Religionsgemeinschaft Württemberg“,
Herr Vorsitzender Suliman von der „Israelitischen Religionsgemein-
schaft Baden“,
Herr Vorsitzender Strauß vom „Landesverband der Sinti und Roma“,
Herr Slupina von den „Zeugen Jehovas“ – auch als Mitwirkender heute
Nachmittag,
Frau Vorsitzende Kluge von der „Vereinigung der Verfolgten des Nazi-
regimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten“,
Herr Vorsitzender Stein vom „Schwul/Lesbischen Zentrum Stuttgart“,
Frau Kipfer nicht nur als ehemalige Landtagskollegin, sondern vor allem
als Regionalgruppen-Sprecherin des „Vereins gegen Vergessen – für
Demokratie“,
Herr Regierungspräsident Schmalzl,
Herr Oberbürgermeister Spec und liebe Kolleginnen und Kollegen des
Ludwigsburger Gemeinderats,
sehr geehrte Mitglieder des Konsularischen Korps –
stellvertretend der Generalkonsul des Staates Israel, Herr Dr. Shaham,
Herr Landesvorsitzender Hildenbrand vom „Bündnis 90/Die Grünen“,
Herr Landesvorsitzender Seidenspinner von der „Gewerkschaft der
Polizei“,
Frau Mechelhoff-Herezi, Frau Sponner, Herr Speidel, Herr Selbiger als
weitere Mitwirkende gleich anschließend,
meine Damen und Herren,

und ganz wichtig: liebe Schülerinnen und Schüler der Elly-Heuss-Knapp-Realschule, des Otto-Hahn-Gymnasiums und der Justinus-Kerner-Schule hier in Ludwigsburg!

„Befreit“ heißt nicht: „erlöst“!

Das ist kein Wortspiel – das ist ein Aspekt, den wir uns bewusst machen müssen, wenn wir dem gerecht werden wollen, was der heutige „Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“ von uns fordert.

Der – 1938 in die USA emigrierte – Philosoph Theodor W. Adorno sagte 1949: „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch.“

Diese provokante Äußerung wurde in der Kulturwelt heftig diskutiert. Sie weist aber in ihrem Kern eindrucksvoll hin auf die menschlichen Verheerungen, die eben nicht dadurch beendet waren, dass die Alliierten in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs die Vernichtungs- und Konzentrationslager, die Mord-, Folter- und Zwangsarbeitsstätten als Befreier erreichten.

Das „Leben danach“ war und ist für die Überlebenden und für die Angehörigen der Opfer ein Martyrium eigener Art.

Angesichts ihrer körperlichen und seelischen Wunden.

Angesichts des Desinteresses, das ihnen widerfuhr.

Und angesichts des Vorenthaltens von Anerkennung und Gerechtigkeit.

In einem Sammelband, der die persönlichen Erinnerungen von Auschwitz-Überlebenden dokumentiert, finden sich die Sätze: „Niemand wollte seine Geschichten hören, er aber konnte nicht aufhören, sie zu erzählen. Man glaubte ihm nicht, dabei hatte er noch längst nicht alles erzählt.“

Genau diese Geschichten, meine Damen und Herren, liebe Schülerinnen und Schüler: Genau diese Geschichten – wollen und müssen wir hören!

Ihnen haben wir deshalb dieses Jahr die offizielle Gedenkstunde des Landtags von Baden-Württemberg am „Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“ gewidmet.

Auch ich begrüße Sie alle, meine Damen und Herren, liebe Schülerinnen und Schüler, auf das Herzlichste dazu!

Ich freue mich, dass Sie gekommen sind.

Sie setzen damit ein Signal, das in diesen bewegten Wochen wichtiger ist denn je! Haben wir doch bei der Aufnahme von Flüchtlingen und Asylsuchenden in diesen Wochen nicht zuletzt unsere besondere geschichtliche Verantwortung vor Augen.

Dank bekunde ich Ihnen, Herr Oberbürgermeister Spec – und zwar nicht nur für die freundliche Aufnahme heute Nachmittag, vielmehr ebenso für die ausgesprochen kooperative Unterstützung bei der Vorbereitung.

Die Stadt Ludwigsburg hat sich die Veranstaltung nachgerade mit zu eigen gemacht.

Auch das: ein wohltuendes Zeichen!

Ganz besonders verbunden für ihre Anwesenheit und für ihre Mitarbeit im Vorfeld bin ich den genannten Vertreterinnen und Vertretern der Opferorganisationen.

Diese jährliche Gedenkstunde an wechselnden Orten und mit unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten wird stets im allseitigen Einvernehmen konzipiert.

Ein Engagement, das nach außen unsichtbar bleibt.

Ich möchte deswegen allen Beteiligten heute einmal öffentlich dafür danken.

Das gemeinsame Planen dieser Veranstaltung ist für den Landtag als Mit-Träger einer nachhaltigen Gedenkkultur stets aufs Neue einerseits Verpflichtung und andererseits Bestätigung.

Mit höchstem Respekt heiße ich natürlich heute Nachmittag die Mitwirkenden willkommen:

- Sie, Frau Mechelhoff-Herezi, von der „Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ aus Berlin; und Sie, Herr Slupina, von den Zeugen Jehovas, beleuchten in Ihren Redebeiträgen unser Thema im Einzelnen; und Sie stimmen uns so auch ein ...
- ... auf das Gespräch mit Ihnen, Herr Speidel, und Ihnen, Herr Selbiger, als Opfer – der gängige Begriff „Zeitzeugen“ ist eigentlich viel zu schwach.

Dass Sie beide – Herr Speidel, Herr Selbiger – unter uns sind, ist für uns eine besondere Ehre.

Sie schildern im Gespräch mit Frau Mechelhoff-Herezi, wie Sie seit sieben Jahrzehnten mit dem Leben, was Ihnen und Ihren Familien angetan worden ist.

Ihre Erfahrungen sollen und werden uns bewegen – wahres Gedenken entsteht eben erst durch persönliche Empathie!

Impulse, die uns menschlich berühren und in unserer Wehrhaftigkeit als Demokraten emotional ermutigen, können wir auch empfangen durch die Mittel der Kunst.

Die Musikstücke, die wir hören, wollen nicht klingendes Beiwerk, sondern substanzieller Beitrag sein.

Die Kompositionen werden auf der Rückseite des Programmblatts erläutert.

Herzlichen Dank: Aaron Weiss, Klavier und Sandro Roy, Geige.

Beeindrucken werden uns aber vor allem zwei Aufführungen der „Kunstschule Labyrinth“ hier aus Ludwigsburg.

Die Szenen sind Teil eines inklusiven Theaterprojekts von jüngeren und älteren Menschen mit und ohne Behinderungen unter Leitung von Ihnen, Frau Sponner.

Sie versinnbildlichen damit den übergreifenden Charakter unseres Innehaltens.

Denn wir gedenken aller von den Nazis Entrechteten, Gequälten und Ermordeten: der europäischen Juden, der Sinti und Roma, der Jenischen, der Zeugen Jehovas, der Millionen verschleppter Slawen, der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, der Homosexuellen, der politischen Gefangenen, der Kranken und Behinderten, all derer, die zu Feinden erklärt worden waren und gnadenlos verfolgt wurden. Wir erinnern heute auch an diejenigen, die mutig Widerstand leisteten oder anderen Schutz und Hilfe gewährten und dafür selbst oft mit ihrem Leben bezahlen mussten.

Und unsere Gedanken sind – ich habe es betont –

- bei all denen, die überlebt haben, aber zutiefst gezeichnet gewesen und geblieben sind;
- sowie bei allen, deren Familiengeschichte vom Verlust ihrer Angehörigen und Freunde geprägt ist.

Das Vernichtungslager Auschwitz – Inbegriff der Nazi-Gräuel: Heute vor 71 Jahren wurde es von der „Roten Armee“ befreit.

Führen wir uns – in Trauer und schmerzender Scham – jene überzeitlichen Bilder vor Augen, die sich den Soldaten boten – die Bilder der Leichenberge, die Bilder der Massengräber, die Bilder der völlig ausgemergelten Überlebenden, denen das Menschsein erst zurückgegeben werden musste.

Aber wir vergessen darüber nicht das Netz von Lagern, das die Nationalsozialisten über ganz Europa spannten, ihre enthemmte Brutalität bei der Unterwerfung großer Teile des Kontinents mit Hinrichtungen, Massenerschießungen, der Einrichtung von Ghettos und gnadenloser Hungerblockade.

Und wir erinnern uns daran, dass dem in Deutschland bereits früh die schrittweise Ausgrenzung eines Teils der Bevölkerung vorausgegangen war – für alle sichtbar, die sehen wollten: für Nachbarn, Kollegen, Verwandte und Bekannte!

Vor zwanzig Jahren – 1996 – hat der damalige Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar zum „Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“ erklärt.

Jetzt – also nach zwei Jahrzehnten – dürfen wir feststellen: Diese Initiative hat die Entwicklung einer vielfältigen, oft bürgerschaftlich getragenen Gedenkkultur nachhaltig gefördert.

Wir schulden unserer Geschichte, dass wir uns in jedwede Richtung und gegen sämtliche Feinde der Freiheit als wehrhaft erweisen. Und besonders wehrhaft gegen alle Hetzer, Rassisten, Antisemiten. Am 27. Januar bekennen wir uns deshalb zu den universellen, unveräußerlichen Grundlagen unseres Zusammenlebens. Und wir reflektieren immer wieder neu, welche Konsequenzen zu ziehen sind.

Unsere Entschiedenheit soll dabei zeigen, dass Erinnern, dass vor allem Empathie mit den Opfern der nationalsozialistischen Menschenrechtsverbrechen unsere Demokratie, unseren Rechtsstaat und das Menschenbild unseres Grundgesetzes trägt.

Wir spüren dabei, wie schäbig und wie selbstschwächend das allgemein akzeptierte Verdrängen und Relativieren der Nazi-Gräuel in den Nachkriegsdekaden gewesen ist.

Nur wer sich vergegenwärtigt, was war und vor allem: wie es dazu kam, der weiß auch, was nie wieder sein darf – und was folglich von uns allen verlangt ist.

Diese Auseinandersetzung mit unserer Vergangenheit gelingt bereits auf vorbildliche Art in unseren Schulen.

Wobei das Prädikat „vorbildlich“ meint: Erinnern darf nicht ausgrenzen – Erinnern soll einladen!

Wir alle müssen uns klarmachen: Demokratie ist eine geistige Haltung und eine tolerante Lebenseinstellung, mit der sämtliche Formen von

Rassismus, Antisemitismus, Extremismus oder Fundamentalismus unvereinbar sind.

Die definitive Botschaft lautet: Wir dürfen und werden nicht zulassen, dass Menschenhass und Menschenverachtung in unserer Gesellschaft Raum greifen!

Unser gemeinsames Erinnern heute am „Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“ soll unser Denken und Handeln an den ethischen Maßstäben, moralischen Werten und politischen Ordnungsvorstellungen ausrichten, die in der Summe ein friedliches Zusammenleben ermöglichen, unsere Freiheit und unseren Rechtsstaat sichern und damit die Humanität unseres Gemeinwesens garantieren.

Erinnern heißt: sich bewähren wollen – und es auch zu tun!

Gerade jetzt: im Jahr 2016!

Rede

**Geschichte verblasst schnell, wenn sie nicht Teil
des eigenen Erlebens war**

Wolfram Slupina

Jehovas Zeugen, Öffentlichkeitsarbeit,
Zweigbüro Zentraleuropa



**Sehr geehrter Herr Innenminister,
sehr geehrter Herr Landtagspräsident,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete,
liebe Zeitzeugen,
meine sehr verehrten Damen und Herren,**

leider ist es eine nicht zu leugnende Tatsache: Die großen Probleme der Gegenwart lassen oft die Vergangenheit verblassen oder sogar vergessen. Das betrifft gegenwärtig u. a. die Probleme, die mit der Flüchtlings- und Asylantenmigration auftreten und auch mit den Ursachen, durch die sie hervorgerufen werden.

Ein anderer bedeutender Grund ist eher ein schleichender Prozess, der die Vergangenheit verblassen lässt oder vergessen macht: Es gibt kaum noch Zeitzeugen, die das Geschehene in Verbindung mit dem NS-Unrecht bezeugen können.

Nach der Befreiung aus den Konzentrationslagern 1945 – und dabei steht ja der heutige 27. Januar als Befreiungstag der Häftlinge des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz 1945 stellvertretend für die Befreiung der Häftlinge aus allen Konzentrationslagern –, da gab es noch viele Zeitzeugen, die bezeugen konnten, was geschehen war.

Erst spät erkannte man, dass Zeitzeugen für die Geschichtsaufarbeitung einen wertvollen Personenkreis darstellen, der jedoch biologischen Gegebenheiten und Beschränkungen unterworfen ist: Sie, die die Verfolgung in der NS-Zeit unmittelbar nach Kriegsende noch umfassend mündlich dokumentieren konnten, wurden im Laufe der Zeit immer weniger. Und die noch wenigen lebenden Zeitzeugen sind heute oft nicht mehr in der Lage, zur Geschichtsdokumentation beizutragen.

Einer der wenigen, die diese Problematik schon frühzeitig erkannten, war Theodor Heuss. Bereits 1945 kam er in einer Rede, die er damals in der Feierstunde der württembergisch-badischen Regierung mit

Bezug auf die Opfer des Nationalsozialismus hielt, mit folgenden Worten darauf zu sprechen: „Wir Lebenden, wir Überlebenden stehen noch im unmittelbaren Eindruck. Wir kannten den und den und den, der nicht mehr ist. Wir wissen von den Qualen, in denen er unterging. Es sind viele auch heute in diesem Hause, die Verfolgung, Demütigung, Gefängnis, Zuchthaus, KZ erlitten, sie sind in ihrem Sein, in ihrem Erzählen, in ihrem Wirken die anklagenden Zeugen der schlimmen Jahre. Aber auch sie, wie wir, werden eines Tages nicht mehr sein. Namen und Erinnerungen verblassen. Dann wird das alles gewesen sein – vergessen? Vielleicht ein Haufen von Material für Historiker und Romanschriftsteller. Aber gerade das darf nicht eintreten.“¹

Diese Erkenntnis veranlasste Roman Herzog in seiner Eigenschaft als Bundespräsident anlässlich der Einsetzung des „Tages des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“ am 19. Januar 1996 im Deutschen Bundestag zu den Worten: „Tatsächlich könnte heute das Vergessen eintreten; denn Zeitzeugen sterben, und immer weniger Opfer können das Grauen des Erlittenen persönlich weitertragen. Geschichte verblasst schnell, wenn sie nicht Teil des eigenen Erlebens war. [...] An der Schwelle zum nächsten Jahrtausend ist schon das von meiner Generation Erlebte – erst recht das von den Vorfahren Erlebte – in Gefahr, in einer distanzierten Retrospektive zu verschwimmen, und die historischen Fakten drohen sich auf Jahreszahlen und Schlagworte zu reduzieren. Auch die größte Barbarei schrumpft dann zu einem anonymen Ereignis, das allmählich in ein mildes Licht nüchterner Beschreibung getaucht wird.“²

Ja, „Geschichte verblasst schnell, wenn sie nicht Teil des eigenen Erlebens war“.

Was meinen Sie, sehr geehrte Damen und Herren, ist die Geschichte vor dem 27. Januar 1945 heute bereits zum Teil verblasst?

¹ Theodor Heuss, „Politiker und Publizist: Aufsätze und Reden“, Tübingen 1984, S. 303.

² Presse- und Informationsamt (Hg.), Bulletin Nr. 6, Bonn, 23. Januar 1996, S. 46.

Wie steht es mit jungen Leuten, z. B. mit Schülern? Ist es bei ihnen noch ein Thema? Wir haben uns mal auf einem Schulhof umgehört:

Reporter (O-Ton): „Darf ich euch mal fragen: In welcher Klasse seid ihr?“

Jugendliche 1 (O-Ton): „8b, also 8. Klasse.“

Reporter (O-Ton): „Wie alt also?“

Jugendliche 1 (O-Ton): „13.“

Reporter (O-Ton): „Habt ihr schon mal den Begriff ‚Auschwitz‘ gehört?“

Jugendliche 1 (O-Ton): „Nee, nicht wirklich?“

Reporter (O-Ton): „Wie sieht’s bei euch aus? Der Begriff ‚Auschwitz‘?“

Jugendliche 2 (O-Ton): „Auschwitz, ist das ’ne Stadt oder so? ...

Es hört sich so an.“

Reporter (O-Ton): „Was meint ihr? Auschwitz?“

Jugendliche 3 (O-Ton): „Noch nie gehört!“

Jugendliche 4 (O-Ton): „Ich auch nicht.“

Reporter (O-Ton): „Vielen Dank!“

Reporter (O-Ton): „Habt ihr schon mal den Begriff ‚Auschwitz‘ gehört?“

Jugendliche 1 (O-Ton): „Ja!“

Reporter (O-Ton): „Was versteht man darunter?“

Jugendliche 1 (O-Ton): „Ich glaub’, das ist ein Konzentrationslager, ich bin mir aber nicht sicher.“

Reporter (O-Ton): „Was sagt Ihnen der Begriff ‚Auschwitz‘?“

Jugendlicher (O-Ton): „Eigentlich nich’ wirklich was.“

Reporter (O-Ton): „Noch nicht gehört?“

Jugendlicher (O-Ton): „Nein!“

Reporter (O-Ton): „Darf ich fragen, wie alt Sie sind?“

Jugendlicher (O-Ton): „14.“

Reporter (O-Ton): „Vielen Dank!“ ³

Man könnte die Antworten beliebig fortsetzen. Sie alle aber machen eines deutlich: Gerade jüngere Leute wissen heute mit dem Thema Auschwitz nicht unbedingt immer etwas anzufangen. Zu diesem Schluss kam auch eine Umfrage anlässlich des Holocaust-Gedenktags hier in Deutschland:

³ „Erinnerung an Auschwitz“, Radiosendung Bayern 2, Positionen, 11.01.2015, 6.45-7.00 Uhr (www.jwconf.org/sendungen/).

Jeder Fünfte unter 30 konnte mit dem Begriff Auschwitz nichts anfangen.⁴ Ziemlich bedenklich angesichts der Tragweite der historischen Ereignisse damals!

Und wie sieht es bei erwachsenen Bürgern aus? Hierzu die Reaktion einer Bürgerin, stellvertretend für viele andere:

Frau (O-Ton): „Auschwitz, ja, das ist 'ne schlimme Geschichte, mit der wir uns meistens in der Schule ja beschäftigt ham, aber in meinem Alltag ist sie nicht mehr wirklich realistisch, würd ich sagen. Also es ist so lange her und irgendwann, find ich, sollte man das Ganze auch mal beenden.“⁵

Für viele ist das Geschehene also kein wirkliches Thema mehr. Der Nationalsozialismus wird außerdem heute von nicht wenigen heroisiert und die damit verbundenen Gräueltaten bewusst vergessen. Der Philosoph Karl Jaspers hat bereits kurz nach dem Zweiten Weltkrieg warnend als Reflexion über den Nationalsozialismus darauf hingewiesen, wenn er schrieb: „Gefahr ist hier: das Nichtwissenwollen, das Vergessen und gar das Nichtdaranglauben (es gibt noch Menschen, die die Realitäten in den Konzentrationslagern leugnen), dann das Böse der zur Maschinisierung im Gehorsam bereiten – schließlich die Gleichgültigkeit, die sich im Nächsten und Gegenwärtigen beruhigt, und die Passivität der Ohnmacht, die Resignation vor dem vermeintlich Notwendigen.“⁶

Es ist deshalb das besondere Verdienst des Landtags von Baden-Württemberg, die verschiedenen Opfergruppen bei der jährlichen zentralen Veranstaltung zum 27. Januar zu berücksichtigen. Dies auch als Umsetzung des Vorschlags, den Roman Herzog seinerzeit gemacht hatte. Und ich denke zurück an die erste gemeinsame Besprechung über die Gestaltung des Gedenktags für die Opfer des National-

⁴ Vgl. www.stern.de/politik/deutschland/stern-umfrage-zum-holocaust-gedenktag-deutsche-wollen-erinnerung-an-voelkermord-nicht-verdraengen-1777682.html (letzter Zugriff: 20.1.16).

⁵ „Erinnerung an Auschwitz“, aaO. (Anm. 3).

⁶ Karl Jaspers, „Vom Ursprung und Ziel der Geschichte“, München 1949, S. 190.

sozialismus am 16. und 17. Oktober 1997 in Bad Urach unter der Federführung der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Ich erinnere mich noch gern an den Sprecher der Interessengemeinschaft ehemaliger Zwangsarbeiter unter dem NS-Regime, Herrn Alfred Hausser. Er hatte nachhaltig auch als Zeitzeuge in den nachfolgenden Jahren konstruktiv an den Besprechungen für die Gestaltung des 27. Januar mitgewirkt. Aber leider ist auch er wie so viele Zeitzeugen nicht mehr am Leben und kann der jetzt lebenden Generation persönlich keine Antwort mehr auf das von ihm Erlebte geben. Die Nöte und Kämpfe der einzelnen Betroffenen sind schwer mit Worten zu beschreiben – nicht zuletzt deshalb, weil fast immer in ihre ganz persönliche Verfolgungsgeschichte auch ihre Familienangehörigen, Freunde, Bekannten und Glaubensangehörigen eingebunden waren.

Stellvertretend möchte ich die Stimme einer Zeitzeugin nochmals zu Gehör bringen. Es ist die Zeugin Jehovas Charlotte Tetzner. Sie überlebte mehrere Konzentrationslager: Ravensbrück, Auschwitz-Birkenau, Mauthausen, Groß-Rosen, Bergen-Belsen sowie Mittelbau-Dora. Ihre Eltern waren ebenfalls im KZ. Der Vater wurde im Juli 1941 hingerichtet. Leider verstarb Charlotte Tetzner am 2. Dezember 2005 im Alter von 85 Jahren. Ihre Überführung in einem Häftlingskontingent von Ravensbrück nach Auschwitz – zuerst mit der Bahn und den Rest zu Fuß – schilderte sie 1999 in einem aufgezeichneten Filminterview⁷ wie folgt:

Charlotte Tetzner (O-Ton): „Ja das, das war so schlimm. Schon auf dem Weg, ... wir mussten – der hielt ... ein bisschen weiter nach Auschwitz rein – , wir mussten also ins KZ laufen, und da sah man dann schon so Männerhäftlinge, abgemagerte, und die SS mit Knüppeln in der Hand, und die wurden angetrieben. Und die konnten kaum wieder hoch. Ah, dann kommen einem schon dann Gedanken auch an den Vater, wie es ihm wohl ergangen ist, was er hat leiden müssen. ...

Und dann kamen wir zuerst nach Birkenau. Und das ist ja nun ... das ... das ist ja ein Inferno, wenn man so sagen will. Diese Lehmwüste und

⁷ Interview mit Charlotte Tetzner am 28.09.1999.

diese zerlumpten Menschen dort und die Abgemagerten! Also, man ... man konnte tagelang kaum ein Gebet sprechen. Da war man wie gelähmt. Ich kann das gar nicht beschreiben, denn das Ravensbrück war ein sauberes Lager. Zu der Zeit, wo ich dort war, war das ein Vorbildlager, ein Vorzeigelager. Da kamen immer mal Delegationen, nich'? Und da gab es Blumenrabatte vor den Baracken. Und dort! Naja, es ..., man kann das gar nicht in Worte fassen.“

Leider ging ihre Verfolgungsgeschichte mit der KZ-Befreiung nicht zu Ende. Nach dem Verbot von Jehovas Zeugen 1950 in der DDR verlor Charlotte Tetzner 1952 ihre Anerkennung als „Opfer des Faschismus“ und damit auch eine „Wiedergutmachungsrente“. Es begann für sie eine zweite Verfolgungsperiode. Ihr Mann, der Künstler Heinz Tetzner, der hier in der Bildergalerie im Forum die Verfolgungsgeschichte seiner Frau künstlerisch dargestellt hat,⁸ wurde gezwungen, 1953 seine Anstellung als Lehrer in Weimar aufzugeben. Nach der Geburt ihrer beiden Kinder 1952 und 1954 musste die junge Familie aufgrund ihrer Glaubenszugehörigkeit jahrzehntelang mit Repressalien und damit verbundenen finanziellen Engpässen zurechtkommen. Eine Einladung zu einem Gedenktag in Auschwitz 1980 konnte Charlotte Tetzner aufgrund einer Einreiseverweigerung nicht wahrnehmen. Erst mit dem Niedergang des kommunistischen Regimes 1989/90 endete die zweite Diktaturerfahrung Charlotte Tetzners.

Diese zwei Diktaturerfahrungen vieler Zeugen Jehovas sind zum einen Beispiele für das Hochhalten christlicher Werte und für Zivilcourage auch in schwierigen Zeiten. Zum andern zeigen sie aber auch anschaulich, wie schnell man wieder vergessen kann.

Die Vertreter der Opfergruppen waren sich alle darüber einig, dass auch die Verfolgungsgeschichte der 2. und 3. Generation nicht verschwiegen und vergessen werden darf. Viele von ihnen waren zwar

⁸ Die 20 Originalzeichnungen und Holzschnitte hat Heinz Tetzner zur Verfolgungsgeschichte seiner Frau gemalt; sie sind in dem Werk von Charlotte Tetzner, „Frierende“ (herausgegeben von dem Historiker Dr. Hans Hesse, Essen 2004) abgebildet.

nicht wie ihre Eltern im KZ. Doch haben sie deswegen weniger Leid und Gräuel durch das Unrechtssystem erfahren? Erwähnen möchte ich die Leidensgeschichte von Rita Glasner, stellvertretend für viele andere, die ein ähnliches Schicksal erlitten haben: Mit 7 Jahren musste sie miterleben, wie die Gestapo ihre Eltern verhaftete und ihren Vater vor ihren Augen auf der Wache folterte. Mit 13 schlug sie sich ganz allein durch. Mit 14 wurde sie Zeugin eines dramatischen NS-Prozesses, bei dem ihre Mutter zum Tod verurteilt wurde; später hat man sie dann allerdings begnadigt. Erst im Alter von 82 Jahren konnte Rita Glasner erstmals über die traumatischen Erlebnisse ihrer Kindheit sprechen.⁹

Oder das Schicksal von Hermann Emter und seinen 5 Geschwistern. Vater und Mutter kamen als Zeugen Jehovas ins KZ. Der Vater überlebte. Die Mutter, Elisabeth Emter, wurde 1942 im Zuge der „14f13“-Mordaktionen auf einem sogenannten „Schwarzen Transport“ von Ravensbrück nach Bernburg gebracht, wo sie den grausamen Tod durch Vergasung starb. Ihr ältester Sohn schrieb im Mai 1990 in der Retrospektive ein Gedicht, nach einem Besuch in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, dem Leidensort seiner Mutter. Das Gedicht trägt die Überschrift „Erzwungener Abschied“. Der 12-jährige Tom Zeller, Schüler der Klasse 7d des Mörike-Gymnasiums in Ludwigsburg, wird uns dieses Abschiedsgedicht vortragen:

Erzwungener Abschied

1940, ich war grade 10 Jahr.

Ein Januar-Wintertag, kalt und klar.

*Wir wohnten weit draußen vor der Stadt,
wo man nur selten Besucher hat.*

Durch's Fenster sah ich, ein Mann kommt daher.

Er ging so langsam, als fiel es ihm schwer.

Er ging nicht vorbei, er trat bei uns ein.

Was will er wohl? Wer kann das sein?

⁹ Christoph Wilker, „Ich hatte eine gerade Linie, der ich folgte“, München 2015.

*„Frau Emter, Sie steh’n unter dem Verdacht,
Sie hätten Feindpropaganda gemacht.
Versteh’ meinen Auftrag ja selber nicht,
bin nur Polizist und tu meine Pflicht.“*

*„Frau Emter, Sie haben sechs Kinder hier!
Setzen Sie Ihren Namen auf dieses Papier.
Sie brauchen nicht lesen, was hier steht!“,
hat er sie beinahe angefleht.*

*Sie sagte: „Das kann ich nicht tun.
Nie mehr ließe mich mein Gewissen ruh’n.“
„Was heißt hier Gewissen? Es ist Ihre Pflicht!
Ja, seh’n Sie die sechs kleinen Kinder denn nicht?“*

*„Zeigen Sie mir, was auf dem Blatte steht,
ich werd’ unterschreiben, wenn irgend es geht.“
Sie las und wurde ganz blass im Gesicht:
„... schwör ab meinem Glauben“ – das konnte sie nicht.*

*Sie wischte sich sacht eine Träne weg,
wir standen alle ganz stumm vor Schreck.
Den Kleinsten hat sie ans Herz gedrückt,
und wie Hilfe suchend zum Himmel geblickt.
„Der himmlische Vater wird für euch sorgen.
Wir seh’n uns bald wieder, vielleicht schon morgen.“
Sie wollte uns trösten an jenem Tag,
doch sie ahnte den Weg, der vor ihr lag.*

*Dem Polizisten ward unwohl, das anzuseh’n.
„Frau Emter, Ihr Mantel! Wir müssen jetzt geh’n.“
Er ging voraus. Sie folgte ihm stumm,
leise weinend und drehte sich nicht mehr um.*

*Es war 1940, ich war grade zehn.
Meine Mutter hab’ ich nie wieder geseh’n.¹⁰*

¹⁰ Hans Hesse/Jürgen Harder, „... und wenn ich lebenslang in einem KZ bleiben müßte ...“
Die Zeuginnen Jehovas in den Frauenkonzentrationslagern Moringen, Lichtenburg und
Ravensbrück, Essen 2001, S. 216.

Rede

Zurück ins Leben – sprechen trotz allem? Herausforderungen des Weiterlebens und Strategien der Bewältigung

Jana Mechelhoff-Herezi

Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas



Sehr geehrter Herr Landtagspräsident Klenk, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Spec, sehr geehrter Herr Slupina, lieber Herr Selbiger und lieber Herr Speidel, sehr geehrte Damen und Herren,

seit 1996 ist der 27. Januar in Deutschland offizieller, gesetzlich festgeschriebener Gedenktag für alle Opfer des Nationalsozialismus. Zwischen 1933 und 1945 – insbesondere mit Kriegsbeginn 1939 – ermordeten die Nationalsozialisten Millionen Menschen in ganz Europa. Das waren zum einen etwa sechs Millionen Juden. Der Holocaust ist allgemein bekannt. Die Erinnerung an dieses Verbrechen bildet seit einigen Jahrzehnten den Kern der deutschen und europäischen Erinnerungskultur. Außer Juden brachten die Nationalsozialisten und ihre Helfer jedoch viele Millionen weiterer unschuldiger Menschen gewaltsam zu Tode.

- Darunter waren bis zu einer halben Million Roma und Sinti; alleiniger Grund für ihre Ermordung: dass sie dieser Minderheit angehörten.
- Im Zuge der sogenannten Euthanasie brachten die Nationalsozialisten europaweit etwa 300.000 Menschen um, die sie aufgrund einer körperlichen, geistigen oder seelischen Erkrankung als »lebensunwert« abqualifiziert hatten. Etwa 400.000 wurden mit derselben Begründung zwangsweise unfruchtbar gemacht.
- Weitere Opfer waren Menschen, die eine von der nationalsozialistischen Normvorstellung abweichende sexuelle Orientierung hatten, vornehmlich schwule Männer.
- Außerdem: Frauen, Männer und Kinder, weil sie – aus welchen Gründen auch immer – am Rande der Gesellschaft lebten, oder ein unangepasstes Leben führten. Sie wurden als »asozial« gebrandmarkt und ebenfalls verfolgt und ermordet.
- Auch, wer sich dem System widersetzte – politische Gegner, Widerstandskämpfer oder Partisanen – oder konsequent an seinen religiösen Überzeugungen festhielt, wie Zeugen Jehovas und teils auch katholische Geistliche, lief Gefahr, ermordet zu werden.

- Hinzu kommen Millionen Zivilisten in Osteuropa, deren Tod die Nationalsozialisten für die Umsetzung ihrer Pläne eines »Lebensraums im Osten« billigend in Kauf nahmen, oder durch gezielte Mordaktionen herbeiführten und aushungerten, sowie weit über drei Millionen sowjetischer Kriegsgefangener.
- Teils lassen sich die Opfergruppen kaum voneinander abgrenzen. Manche der Betroffenen wurden unter mehreren Kategorien verfolgt.

Bei der heutigen Gedenkstunde des baden-württembergischen Landtags stehen besonders diejenigen im Mittelpunkt, die – unter meist unerdenklichen Bedingungen – überlebten. Zwei von ihnen, Werner Speidel und Horst Selbiger, werden Sie nachher kennenlernen. Gestatten Sie mir jedoch zuvor einige Ausführungen über das Überleben bzw. mehr noch zum Weiterleben in einem etwas umfassenderen Zugriff. Denn auf das eigentliche Überleben – jenen Moment, oder jene Situationen, in denen derjenige dem Tod entkommt – folgte das Weiterleben. Dies war für viele Über- und Weiterlebende bestimmt von Schuldgefühlen, Schmerz, Ängsten, Zweifeln, Einsamkeit, jahrzehntelanger Sprachlosigkeit, Wut und allzu oft Unverständnis und Abwehr von außen.

Ein kurzer Ausschnitt aus der Biografie der Wienerin Ruth Klüger veranschaulicht insbesondere diese Abwehr von außen. Sie hatte als Jüdin die Konzentrationslager Theresienstadt und Auschwitz-Birkenau überlebt, war aus einem weiteren Lager geflohen und lebte zusammen mit der Mutter bis zur Befreiung unter falscher Identität in einem bayerischen Dorf. Vater und Bruder hatten nicht überlebt. Später wurde Ruth Klüger in den USA Professorin für Germanistik. 1994, im Alter von 63 Jahren, legte sie den ersten Teil ihrer Biografie vor. Das Buch trägt den bezeichnenden Titel »weiter leben«. Ruth Klüger schreibt: *Hierher gehört auch, dass man die KZ-Nummer nicht gerne sah. Symbol der Erniedrigung sagen die Leute, lass sie Dir wegmachen. Symbol der Lebensfähigkeit, sage ich, denn als ich nicht mehr mich und*

meinen Namen verleugnen musste, da gehörte es mit zur Befreiung, die Auschwitznummer nicht verdecken zu müssen. Aber heute ist es leichter geworden, sagt ihr, es gibt jetzt die verschiedensten Methoden, sagt ihr. Laser empfiehlt sich. Vielleicht tu ich's auch einmal, es ist noch nicht aller Tage Abend, den Spielraum hab' ich. »Wer gibt Ihnen das Recht, wie ein Mahnmal rumzulaufen?«, sagte ein älterer Jude zu mir. Auch Ditha [Klügers Ziehschwester] hat zu hören bekommen, sie wolle anderen durch diese Nummer Schuldgefühle aufdrängen. Sollten die nicht analysieren, warum der Anblick einer solchen Nummer sie so aggressiv stimmt? Was sollen wir uns dann denken, wenn ihr unaufgefordert schwört, nie zu vergessen? Es hängt was an der Nummer, ein Stück leben und viel Gedächtnis. Vielschichtig ist sie in ihrer Bedeutung. – Dann gibt es die wohlmeinenden Puristen der nächsten Generation. Wenn man so eine Nummer hat, sagt die Tochter eines ehemaligen Buchenwaldinsassen, dann soll man sie auch nicht verdecken mit Armbändern oder so. Warum nicht? Man kann ja verschiedenes wollen zu verschiedenen Zeiten. [...] Die Wahl scheint mir, ist moralisch neutral.«

An anderer Stelle schreibt Ruth Klüger über den Umgang mit dem Erlebten unter den Überlebenden und auch über ihre eigene Ambivalenz: Im Kreis der Überlebenden überbot man sich entweder mit Leidens- und Schreckensgeschichten oder man wollte »das alles« hinter sich lassen, um sich auf die Zukunft zu konzentrieren. Entweder setzte man seinen Stolz darein, mehr als andere »durchgemacht« oder »mitgemacht« zu haben oder man wollte sein eigenes Leben nicht im Nachdenken über diese Sauerei, die einem zugestoßen war, verbringen. Die, die sich der Vergangenheit nicht entziehen konnten, schienen mir Gestrige, ungesund. »Bitte, hört auf, reden wir über etwas anderes. Ich möchte endlich anfangen zu leben, wie man im Frieden halt lebt«. Andererseits interessierte mich noch immer brennend, was da eigentlich geschehen war. Ich war neugierig, wie immer. Ich entzog mich, und ich entzog mich nicht, immer in wechselnder Reihenfolge. [...] Mir dämmerte langsam, dass der Bruder und der Vater unter den sechs Millionen Juden waren. Solang es ging,

schlich ich mich irgendwie vorbei an den Zusammenhängen zwischen dem, was in der Zeitung stand und meinen Privatangelegenheiten, so dass die Vorfreude, die Männer in der Familie wiederzusehen, sich in eine allmählich um sich greifende Enttäuschung verwandelte [...]. Ein Gefühl von Ungeduld, von Kränkung ging der eigentlichen Erkenntnis voraus: Ich nahm es ihnen übel, dass sie noch immer nicht zur Stelle waren, hatte ich nicht lang genug ausgehalten? Wartet man denn immer umsonst?» Recht schonungslos bringt Ruth Klüger in diesen beiden Auszügen einige der Schwierigkeiten, Verunsicherungen und Zweifel, die das Weiterleben vieler Betroffener bestimmten und bestimmen, zu Papier.

Wie können wir Nachgeborenen, Unbeteiligten, die etwas Vergleichbares nie erlebt haben, eine Vorstellung bekommen? Eine Vorstellung davon, was die Betroffenen in den Jahren 1933 bis 1945 erlitten haben, aber auch eine Vorstellung davon, welche Schwierigkeiten sich ihnen stellten beim Versuch, ihr Leben fortzusetzen? Beides erschließt sich uns nur durch das Schreiben und Sprechen der Überlebenden selbst. Aus Überlebendenperspektive wiederum sind das Schreiben oder Sprechen ihrerseits Teil des Weiterlebens. Oftmals mit der schmerzhafteste.

Die Stiftung Denkmal hat in den vergangenen Jahren das Videoarchiv »Sprechen trotz allem« zusammengetragen, dessen Interviews ganz bewusst als lebensgeschichtliche Berichte angelegt sind. Das Leben der Interviewten vor, während und nach der Verfolgung ist gleichermaßen Gegenstand. In unserem immer schnelllebigeren Jetzt ist auch historisches Wissen per Klick oder Wisch binnen Sekunden abrufbar. Das empathische Zuhören, und damit die Möglichkeit des Verstehens, geraten in Gefahr, Beunruhigendes wird leicht verdrängt. Das Videoarchiv »Sprechen trotz allem« gibt den unmittelbaren Zeugen eine Stimme und zeigt das Leben mit der Erinnerung in allen Widersprüchen. In den Geschichten von Sabina Wolanski, Reinhard Florian, Ilse Heinrich und Ludwig Baumann, die ich Ihnen nun vorstelle, werden diese Widersprüche und wird die Gegenwärtigkeit der Vergangenheit nachvollziehbar.

Überleben bedeutet nicht nur physisches Überleben. Ich erinnere mich, als der Krieg vorüber war, konnte man nicht von einem Extrem ins andere gehen: Das Gefühl der puren Hoffnungslosigkeit, das Leiden und die Diskriminierungen können nicht einfach ausgelöscht werden, nur weil der Krieg plötzlich zu Ende war. [...] Die meisten der Überlebenden haben nicht darüber gesprochen, was mit ihnen passiert ist. Ebenso wie ich. Man kann es nicht aus seiner Erinnerung verdrängen, aber man kann versuchen, es irgendwo tief in sich zu verschließen und versuchen, nicht mehr daran zu denken. Dies ist ein Zitat von Sabina Wolanski, geboren 1927, gestorben 2011. Sie war siebzehn Jahre alt, als Soldaten der Roten Armee im August 1944 ihre polnische Heimatstadt Borysław einnahmen und sie ihr Versteck verlassen konnte. Sie war ganz allein. Die Nationalsozialisten hatten Mutter, Vater und Bruder ermordet. Weitere Geschwister hatte sie nicht. Ihre Heimat war jetzt sowjetisch, Sabina gelangte in das nun polnische Schlesien. Bis 1948 blieb sie in Polen und heiratete; angesichts des neu aufkommenden Antisemitismus entschied sie sich dann zur Ausreise. Zunächst gingen sie und ihr Mann nach Paris. 1950, die junge Ehefrau war mit ihrem ersten Kind schwanger, schifften sie sich nach Australien ein. Dort bekam Sabina Wolanski ein weiteres Kind, fasste Fuß und wurde erfolgreiche Unternehmerin. Erst Jahrzehnte später begann sie zu sprechen. 2005 redete sie bei der feierlichen Eröffnung des nationalen Denkmals für die ermordeten Juden Europas in Berlin als Stimme der Überlebenden.

Die Gedanken des elfjährigen Mädchens, das sie damals war, beschrieb sie mit den Worten *Bestürzung, völliges Unverständnis – warum? Warum geschieht dies? Wie können Menschen, ganz normale Menschen so herzlos, so grausam sein? Warum tut man uns dies an? Wir haben doch nichts Böses getan.* Dieses Warum begleitete sie ihr Leben lang. Eine Antwort war nicht zu finden. Und dennoch ist es ihr gelungen, eine Leichtigkeit wiederzufinden, Menschen zu vertrauen und Nähe zuzulassen. Sie hatte vermocht, das, was ihr widerfahren war, auf eine Weise zu deuten, mit der sie weiter leben konnte: *Was habe ich aus meinen Erfahrungen gelernt? Ich habe gelernt, dass Hass immer Hass hervorbringt. [...] Unsere Unterdrückter sind untergegangen, und wir haben*

überlebt. [...] Dies ist nicht nur ein Sieg für das jüdische Volk, sondern auch ein Sieg aller guten Menschen über das Böse. Das waren die Schlussworte ihrer Eröffnungsrede am Holocaustdenkmal.

Sabina Wolanski gab zwei Zeitzeugeninterviews, die Teil des Videoarchivs »Sprechen trotz allem« sind, das seinen Platz im Ort der Information am Denkmal gefunden hat. Die im Videoarchiv gesammelten Zeugnisse erlauben – wenn auch nur virtuell – persönliche Begegnungen mit Überlebenden aus ganz unterschiedlichen Verfolgengruppen. Ihre Erfahrungen sind grundverschieden. Eines aber teilen sie: Ihre Geschichte ließ und lässt sie nie mehr los.

Der ostpreußische Sinto Reinhard Florian, geboren 1923, gestorben 2014, beschreibt seinen Zustand im Moment der Befreiung im Lager Ebensee, wohin er über Auschwitz und Mauthausen verbracht worden war, mit den Worten: *Ich war völlig fertig in jeder Hinsicht – körperlich, seelisch, moralisch. [...] »Donnerwetter. Jetzt hast Du so lange überlebt und nun, wo der Ami da ist, sollst Du sterben? Mensch Florian, reiß Dich zusammen!« Ich begann Selbstgespräche zu führen, und konnte mich selbst nicht mehr verstehen. [...] »Jetzt, wo die Amerikaner eintreffen, kommst Du aus'm Bett nicht raus? Das kann doch nicht sein! Was ist mit Dir los, Florian?« Das war eine ganz schwere Situation, dieses Gefühl der Unentschlossenheit und der Lähmung. Irgendwann schaffte ich es schließlich doch, mich aufzuraffen, und ganz, ganz langsam von meinem Bett runterzuklettern. Ich kam bis an die Ausgangstür. Dort verließen mich meine Kräfte und ich glitt zu Boden.* Er beschreibt hier den Moment, der den Übergang vom Überleben zum Weiterleben markiert. Während das Überleben vielen Faktoren geschuldet ist, auf die der Überlebende wenig oder gar keinen Einfluss hat, handelt es sich beim Weiterleben um eine Entscheidung, einen Willensakt. Reinhard Florian blieb noch vier Wochen in Ebensee, bis er wieder halbwegs auf den Beinen war. Von der Ermordung seiner Mutter und Stiefmutter, seiner vier Schwestern und neun Halbgeschwister, erfuhr er erst Jahre später.

Die einzigen Überlebenden außer ihm waren sein Vater und ein Bruder. Florians Schilderung des Wiedersehens mit seinem Bruder ist schmerzlich: *»Kennst Du mich?«, fragte ich ihn. Auch bei ihm: nichts. [...] So eine Trennung entfremdet. Man weiß zwar, er ist der Bruder. Aber das ist nicht mehr das, was andere Brüder füreinander empfinden, die ständig zusammen waren und zusammen aufgewachsen sind. Sicher kann man sich ein Stück weit wieder annähern, indem man versucht, sich an das zu erinnern, was vor dem Lager war. Gemeinsame Kindheitserinnerungen. Aber dennoch [...] ist das Band zur Vergangenheit wie abgeschnitten. [...] Über unsere Erlebnisse in den verschiedenen Lagern [...] konnten wir nie miteinander sprechen. [...] Das Erzählen kann schmerzhaft sein. So genau interessierte es mich auch gar nicht. Er lebte. Das war wichtig. Das Wiedersehen mit ihrem Vater, den sie erst Jahrzehnte nach Kriegsende wiederfanden, erlebte er ähnlich: Es fällt mir schwer, etwas über diese Begegnung zu sagen. Wenn ich es versuche, muss ich sagen: Er war mir völlig fremd. Nun, es war mein Vater. Aber erkannt habe ich ihn nicht als meinen Vater. Und er mich auch nicht. [...] Erst durch das Erzählen von früher kam langsam ein Gefühl von Bekanntheit oder einer leisen Zugehörigkeit. Als ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte, war ich 14. Seither waren fast 40 Jahre vergangen. Etwa 30 Jahre lang hatte ich geglaubt, er sei tot. Und nun war er ein alter Mann.*

Von Ebensee hatte Reinhard Florian sich zu Fuß auf den Weg in seine ostpreußische Heimat gemacht, für ihn der einzig denkbare Zielort. *Ich bin in Ostpreußen geboren, und ich bin aus Ostpreußen nie rausgekommen. Nicht nur aus Ostpreußen nicht rausgekommen, sondern nicht einmal aus der Insterburger Gegend, wo ich zu Hause war. Es fehlte mir als Junge auch nicht, denn da war es schön, so Florian. Er kam nur bis Bayreuth. Dort traf er einen ehemaligen Mithäftling. Der fragte mich »Wo willst Du denn nun hin?« »Ja, natürlich nach Ostpreußen, nach Hause will ich zurück«. »Bist Du noch normal? Da ist doch der Russe! Da kannst Du nicht hingehen.«* Florian wohnte später in Aschaffenburg. Krankheit und Trauma machten es ihm lange unmöglich, eine regelmäßige

Tätigkeit auszuüben. Zweimal gründete er eine Familie, doch das Verhältnis zu seinen Lebenspartnerinnen und den Kindern war schwierig. Eine Entschädigung blieb ihm ebenso verwehrt wie die Rückgabe seiner deutschen Staatsangehörigkeit. Damit galt er als Staatenloser und fiel unter die Zuständigkeit der Ausländerbehörde. Erst Ende der 1980er Jahre begann Reinhard Florian darüber zu sprechen, was ihm widerfahren war. *Die Frau, mit der ich zusammen bin, und ihre Familie wussten lange nichts von meiner Geschichte. Ich erzählte niemanden, dass ich im Lager war. Niemandem [...] Das Thema ist ihnen irgendwie unangenehm, sie wollen davon nichts hören. Wenn etwas im Fernsehen darüber kommt, gucken sie es sich nicht an. Da schalten sie ab. [...] Viele denken sich, gerade wenn es um Wiedergutmachung geht: »Das muss doch endlich mal aufhören. Das muss doch mal ein Ende haben.« Ich sage dann: »Wie? Ich hab nicht richtig verstanden. Sag's nochmal. Mensch, ich hab' mehr als zehn Geschwister und die Mutter verloren. Das kann für mich kein Ende haben.«*

Reinhard Florian konnte recht genau benennen, warum er nicht sprach. Neben der Abwehr von außen war es auch die Hoffnungslosigkeit aller Versuche, anderen verständlich zu machen, was er erlebt hatte: *Dafür, wie es dem Menschen dort ergangen ist und wie sich der Mensch dort gefühlt hat, gibt es keine Worte. Wenn einmal die Grenze der Belastbarkeit überschritten wurde und er immer noch am Leben ist, dann ist er eigentlich schon gar kein Mensch mehr. Mit wem soll ich mich heute darüber unterhalten, über meine Erlebnisse, über das Unsagbare, das ich mitgemacht habe? [...] Man kann sich das nicht vorstellen und man kann es nicht verstehen. Es ist unmöglich. Dummheiten machen, ein bisschen harmlos daherreden, das kann man eigentlich immer und mit fast jedem. Aber ich bin dazu nicht mehr in der Lage. Dazu habe ich zuviel erfahren. Ich bin zu sehr gequält worden, als dass ich heute noch lachen kann über irgendetwas. Mein Lachen ist eine Grimasse. Das Lachen ist mir vergangen. Ich kann nicht von Herzen lachen. Ich wünschte, ich könnte [...] Dieses herzhaftes Lachen, das möchte ich auch noch einmal erleben. Aber es geht nicht mehr.*

Ähnlich wie Reinhard Florian ging es vielen Überlebenden. Er und viele andere Verfolgte deutscher Herkunft waren außerdem mit alten Vorurteilen konfrontiert. Hinzu kam der zehrende und letztlich meist erfolglose Versuch, eine Entschädigung für das Erlittene zu erstreiten. Die polizeiliche und behördliche Praxis nicht nur gegen Sinti ging weiter, ja sogar neue juristische Verfolgungen kamen hinzu. So galt in der Bundesrepublik für schwule Männer der Paragraph 175 in seiner 1935 verschärften Form bis 1969 fort. Nicht wenige kamen erneut in Haft.

Unter weiterer Überwachung stand auch Ilse Heinrich, geboren 1924, die die Nationalsozialisten als »arbeitsscheu« brandmarkten und 1944 als »Asoziale« in das Lager Ravensbrück verschleppten. Diese Zuschreibung hatte erhebliche Folgen für ihr Weiterleben. Als sie nach ihrer Entlassung nach Hause kam, lehnte ihre Stiefmutter die Aufnahme ab. Im September 1947 gebar sie eine Tochter. Das Jugendamt erlaubte Ilse Heinrichs Vater, ihr das Kind wegzunehmen. Er gab es zur Adoption frei. Zu Beginn der 1950er Jahre brachte sie ihre zweite Tochter zur Welt und heiratete. Sie bekam zwei weitere Kinder. Anders als Sabina Wolanski und Reinhard Florian pflegte Ilse Heinrich von Anfang an einen offenen Umgang mit ihrer Geschichte und begann früh, sich als Zeitzeugin zu betätigen.

Ablehnung erfuhr auch der Wehrmachtdeserteur Ludwig Baumann, geboren 1921. Aus Widerstand gegen den deutschen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion beging er 1942 Fahnenflucht, wurde zum Tode verurteilt und saß monatelang in der Todeszelle, ohne zu wissen, dass er zwischenzeitlich begnadigt worden war. Sein Vater hielt trotz Ablehnung des nationalsozialistischen Regimes Desertion für etwas Unentschuldbares. Diese Meinung war weit verbreitet, und die Familie Baumann wurde aus diesem Grund mehrfach belästigt. *»Ich war dann wohl so traumatisiert durch all dies Erlebte, dass ich dem Alkohol verfallen bin. [...] Wenn man traumatisiert ist, dann kann man auch die Ursachen schlecht oder gar nicht erkennen«*, berichtete Baumann in seinem Interview. Erst als seine Frau bei der Geburt des sechsten Kindes

starb, hörte er mit dem Trinken auf. In den 1980ern begann Baumann, sich gesellschaftlich zu engagieren, unter anderem in der Friedensbewegung. 1990 wurde die Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz unter seinem Vorsitz gegründet. Dass die Deserteure der Wehrmacht, nachdem sie sich jahrzehntelang als Feiglinge, Vaterlandsverräter und Kameradenschweine hatten diffamieren lassen müssen und als vorbestraft galten, 2001 schließlich doch noch rehabilitiert wurden, war mit Baumanns Verdienst. Allerdings waren viele Betroffene da schon nicht mehr am Leben.

Die Metapher des Kriegsendes als einer »Stunde Null« trifft wohl für keinen Überlebenden zu. Hinter diesem Schlagwort stand die Vorstellung eines politischen und gesellschaftlichen Neubeginns. In diesem Sinn schrieb die von Alfred Andersch herausgegebene Zeitschrift *Der Ruf* 1946 über die Generation junger Deutscher: »*Sie braucht nicht umzubauen ... Sie kann neu bauen.*« Den Überlebenden müssen solche Sätze, sofern sie sie wahrgenommen haben, sehr bitter aufgestoßen sein. Zwar fingen auch sie neu an, aber der Übergang zurück ins Leben, die Versuche der Wiedererlangung von etwas, das sie Normalität nennen konnten, war, wie eingangs erwähnt, geprägt von Trauma, Krankheit, Einsamkeit, Selbstvorwürfen, Heimatverlust – oder anhaltender Ablehnung.

Und dennoch gab es ein Weiterleben, ein Weiterleben mit aller Macht, könnte man mit Blick auf die folgenden Zahlen sagen: In den ersten Monaten nach Kriegsende gab es in den Auffanglagern der Westalliierten für Überlebende fast keine Kinder unter fünf Jahren, und nur drei Prozent waren Kinder und Jugendliche im Alter von sechs bis 17 Jahren. Die meisten Überlebenden hatten ihre gesamten Familien verloren, und mit dem Gefühl der Einsamkeit und des Verlusts entstand der Wunsch, eigene Familien zu gründen. So kam es nach der Befreiung zu einem regelrechten Heiratsboom. In einigen Lagern fanden sogar Gruppenhochzeiten statt, und nicht selten kamen die

frisch Vermählten aus unterschiedlichen Ländern. Die Neugeborenenrate in diesen Lagern in den Jahren 1946 bis 1948 war die höchste weltweit. Die medizinische Betreuung der Neugeborenen und der jungen Mütter stellte eine der wichtigsten Aufgaben dar und wurde in Zusammenarbeit mit Hilfsorganisationen durchgeführt.

Immer wieder hört man von Überlebenden, dass es ihnen eine Art Genugtuung bereitete, physisch etwas hinterlassen zu haben: Kinder, Enkel und Urenkel. Das Glück darüber ist teils größer als das über das Überleben an sich. Über die Einsamkeit half allerdings auch die Gründung einer neuen Familie oft nicht hinweg. Was löste das aus, wenn da niemand mehr war, der das Neugeborene begrüßen und die jungen Eltern in ihre neue Rolle hätte begleiten können. Vielen Überlebenden wurde mit der Geburt eigener Kinder der Verlust der Herkunftsfamilie – oder auch eines früheren Ehepartners und früherer Kinder – ganz besonders schmerzlich bewusst. Immerhin hatten sie aber mit ihrer Nachkommenschaft den Nationalsozialisten sozusagen ein Schnippchen geschlagen. Dennoch war oder ist das Verhältnis vieler Überlebender zu den Kindern und Lebenspartnern schwierig.

Manche taten sich aufgrund der erlittenen Verluste geliebter Menschen schwer, je wieder Nähe und Bindung zuzulassen, die Verlustangst blockierte sie. Andere hatten umgekehrt aufgrund eben dieser Verlustängste ein übermäßiges Bedürfnis nach Nähe, das insbesondere Kinder, aber unter Umständen auch den Partner überforderte oder einengte. Über ihre Geschichte sprachen viele mit ihren Kindern nie oder erst spät, weil sie sie damit nicht belasten wollten. Doch die Kinder spürten, dass etwas nicht stimmte, warum hatten sie anders als ihre Freunde keine Großeltern? Was war es, das die Mutter oder den Vater so traurig und nervös machte? Warum wurden Fragen stets abgewehrt? Da war eine Leerstelle, die für Verunsicherung sorgte. Von einer familiären Normalität kann in vielen Fällen also keine Rede sein. Und bei weitem nicht alle Überlebenden gründeten

Familien. Jene, die zwangsweise sterilisiert worden waren, aber auch andere blieben kinderlos, manche, weil sie kein Vertrauen in die Welt mehr fassen konnten. Selbst in jenen Biografien, wo die Gründung einer Familie und der Aufbau eines liebevollen Verhältnisses zu Partner und Kindern gelang, war nicht alles gut. Viele Überlebende hatten aufgrund ihrer Traumata Schwierigkeiten, den Alltag zu bewältigen. Neulich war auf Einladung unserer Stiftung ein Überlebender des Lagers für Sinti und Roma in Auschwitz-Birkenau für ein Zeitzeugengespräch zu Gast in Berlin. In seinem Hotel waren auch etwa 60 Polizisten untergebracht, die wegen eines Staatsbesuches in die Hauptstadt abgeordnet waren. Als der alte Herr morgens in den Frühstücksraum trat und dort die vielen uniformierten Männer sah, begann er zu zittern und konnte nur schwer die Kontrolle wiedererlangen. Eine andere Überlebende musste zeit ihres Lebens genauestens planen, wann sie ihre Einkäufe erledigte, immer dann, wenn möglichst wenig andere Kunden im Laden waren, denn sie konnte an der Kasse nicht in einer Reihe stehen, das rief bei ihr die Erinnerung an das Anstehen um Essen im Lager wach und löste Zittern und Panik aus.

Andere Überlebende hatten ihr Leben lang panische Angst vor ärztlichen Untersuchungen, weil Ärzte sie damals für medizinische Experimente missbraucht hatten. Eine große Anzahl von Überlebenden leidet in Abständen – häufig, nachdem sie über das Erlebte gesprochen haben – an nächtlichen Panikattacken, Erstickungsgefühlen und über Wochen andauernder Schlaflosigkeit. Hinzu kommen Schuldgefühle, bohrende Fragen an sich selbst »Warum habe gerade ich überlebt? Warum ich, wo doch meine älteren Geschwister viel stärker waren?« oder die Frage »Hätte ich etwas tun können, um auch meinen Bruder, meine Schwester zu retten?« und zusätzlich die Frage von außen »Warum hast Du überlebt?« Vielleicht eine ganz neutral gemeinte Frage, oder steht dahinter der Verdacht, der Überlebende habe unmoralisch gehandelt, sei vielleicht besonders egoistisch gewesen? Mir fällt in diesem Zusammenhang ein Satz von Daniel Strauß ein, ein

Satz, den er bei einer Veranstaltung in Mannheim zu den anwesenden Überlebenden sagte »Danke, dass Ihr überlebt habt. Ich bin dankbar und stolz, dass Ihr am Leben geblieben seid. Ohne Euch gäbe es uns nicht.« Daniel Strauß ist der Sohn eines Auschwitzüberlebenden und Vorsitzender des Landesverbandes Deutscher Sinti und Roma in Baden-Württemberg. Dieser Dank an die Überlebenden hat mich sehr berührt. Es ist keine Schuld, überlebt zu haben. Das Überleben jedes Einzelnen ist ein Triumph über die Unmenschlichkeit und ein Geschenk für die Nachgeborenen, auch für uns, die wir heute hier versammelt sind.

Es wäre schön, wenn es anders wäre, doch scheint mir, dass das Sprechen den meisten Überlebenden keine Erleichterung verschafft – im Gegenteil. In vielen Fällen holt es Verschlussenes, Verdrängtes wieder an die Oberfläche. Vielen Sprechenden geht es nach ihrer Öffnung schlechter als zuvor. Dennoch sollten die Bedingungen so sein, dass es ihnen möglich ist, sich mitzuteilen, sofern sie das wollen. Wenn sie sich zum Sprechen entschließen, sind Überlebende angewiesen auf ehrliches Interesse und mitfühlende Zuhörer. Nichts ist in dieser Situation schlimmer, als wenn man nicht verstanden oder das Gesagte in Zweifel gezogen wird. Lange Jahre stießen sie jedoch genau darauf: eine skeptische, schlimmstenfalls sogar feindliche Umgebung. Den meisten, die schließlich doch gesprochen haben, ging es um den Wunsch, Zeugnis abzulegen. Sie sprechen, damit die Verbrechen der Nationalsozialisten nicht in Vergessenheit geraten, damit nachfolgende Generationen vielleicht daraus lernen, und auch, um ihren ermordeten Lieben ein erzähltes Denkmal zu setzen. Indem sie sprechen, Zeugnis ablegen, geben sie ihrem Überleben einen bleibenden Sinn.

Ich denke, bis hierher wurde deutlich: Generelle Aussagen über das Weiterleben lassen sich nicht treffen. Es war abhängig von unzähligen Faktoren. Äußere, kollektive Faktoren waren zum Beispiel die Zu-

schreibung unter der der Überlebende Opfer wurde, die Anerkennung der erlittenen Verbrechen in der Öffentlichkeit und Rechtsprechung, das Weiterbestehen von Vorurteilen gegen die jeweilige Minderheit, die Frage, ob eine Entschädigung gezahlt wurde, oder auch ob den Betroffenen angemessene medizinische und psychologische Hilfe zuteil wurde. Hinzu kamen individuelle Faktoren: die Art des Überlebens, der Grad der Traumatisierung, war der Betroffene alleiniger Überlebender oder gab es weitere überlebende Familienmitglieder, das Alter des Überlebenden während der Verfolgung. Die Bildungs- und wirtschaftliche Situation des Überlebenden nach dem Krieg spielten eine Rolle, ebenso ob er von Heimatverlust betroffen war oder in sein vorheriges Lebensumfeld zurückkehren konnte. Auch die Religion, die Gläubigkeit und die individuelle Persönlichkeit hatten Auswirkungen darauf, wie der Einzelne weiter leben konnte. Es gestaltete sich in jedem Fall anders, schwierig war es allemal.

Die meisten Überlebenden sind heute nicht mehr bei uns. Dass ihr weiteres Leben sich so schwierig gestaltete, lag zu einem Teil an erheblichen Versäumnissen, mangelndem Interesse und gezieltem Beschweigen seitens der umgebenden Gesellschaft. Man hätte den Überlebenden das Weiterleben in vieler Hinsicht etwas leichter machen können. Was leiten wir also von dem, was wir heute über das Weiterleben von Opfern des Nationalsozialismus wissen, für unser Jetzt ab? Wir können leider nicht sagen, dass wir in einer Zeit umfassenden Friedens leben. Menschen machen sich auf den Weg, sind gezwungen, ihre Heimat zu verlassen, fliehen vor Gewalt und Unmenschlichkeit und um ihr Leben zu retten. Wie viele der Menschen, die seit einigen Monaten als Flüchtlinge in unser Land kommen und auch zukünftig kommen werden, aufgrund von Gewalt- und Verlust-erfahrungen traumatisiert sind, und wie schwer ihre Traumata sind, wissen wir nicht. Vielleicht wollen auch diese Menschen nicht darüber sprechen, was ihnen passiert ist. Vielleicht brauchen auch sie 30 oder 40 Jahre, bis sie dazu bereit sind. Oder vielleicht haben sie schon

bald den Wunsch zu sprechen. Das Mindeste, was wir ihnen anbieten können, sind ein offenes Ohr, Mitgefühl, sofern sie es wünschen, sichere Lebensbedingungen und eine Zukunftsperspektive, das wären die Rahmenbedingungen für ein Weiterleben und Ankommen.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Jetzt wollen wir von Horst Selbiger und Werner Spindler hören, wie sie als Überlebende zurück ins Leben fanden und wie sich dieses Weiterleben für sie gestaltete. Meine Herren, darf ich Sie bitten ...

Schlusswort

Wilfried Klenk MdL

Präsident des Landtags von Baden-Württemberg



**Meine Damen und Herren,
liebe Schülerinnen und Schüler,**

wir sind am Ende des offiziellen Teils unseres Programms.
Mein Dank gilt noch einmal allen Mitwirkenden!

Wir haben gespürt: Unser gemeinsames Erinnern braucht solche Gedenkstunden, wenngleich es sich natürlich nicht darauf beschränken darf.

Zentrale Gedenkstunden sind wichtig, weil sie Kräfte mobilisieren, Engagement bündeln – und vor allem: weil sie helfen, die Aufmerksamkeit auf ein Thema zu fokussieren.

Ihre Schilderungen, Herr Speidel, Herr Selbiger, haben uns nicht nur berührt, sondern in die Pflicht genommen.

Es hat sich bestätigt: Die authentischen Berichte der Generation der Überlebenden sorgen dafür, dass Rituale nicht zur bloßen Routine werden.

Sie geben unserem Erinnern die notwendige mentale Nachhaltigkeit! Ganz wichtig ist, dass sich gerade die jüngeren Menschen als kommende Erkenntnisgeneration davon ergreifen lassen. Ich bin sicher, das ist heute gelungen.

Wir haben damit nicht zuletzt ein Stück weitreichende Zukunftsarbeit geleistet.

Im zweiten Teil des Nachmittags wollen wir Ihr „Forum“, Herr Oberbürgermeister Spec, in der ursprünglichen Bedeutung des lateinischen Begriffs nutzen als Ort der Begegnung, des Gesprächs, der Information und des Austauschs.

Die Opferorganisationen präsentieren sich und ihr Engagement dankenswerterweise durch Info-Stände.

Mit dabei ist auch die „Landeszentrale für politische Bildung“, die uns die bemerkenswert vielfältige Gedenkstätten-Arbeit in Baden-Württemberg vorstellt.

Was Sie, Herr Slupina, uns so einprägsam gesagt haben, veranschaulicht und vertieft zudem die Ausstellung „Standhaft trotz Verfolgung – Zeugen Jehovas unter dem NS-Regime“.

Und weit mehr als Abrundungen sind:

- der Gemäldezyklus des sächsischen Expressionisten Heinz Tetzner, dessen Frau Charlotte das „KZ Ravensbrück“ überlebte
 - und die Aquarelle des Buchenwald-Überlebenden Johannes Steyer.
- Alle drei genannten sind Zeugen Jehovas.

Nehmen wir auch all diese zusätzlichen Eindrücke mit hinaus in den Alltag, damit sie uns dort in unserem Denken, Urteilen und Handeln bestärken und leiten!



Sandro Roy (Geige) und Aaron Weiss (Komponist, Pianist) umrahmen die Gedenkfeier musikalisch.

Jana Mechelhoff-Herezi (Bildmitte) moderiert das Gespräch mit den Zeitzeugen Werner Speidel (rechts, Jehovas Zeugen, Stuttgart) und Horst Selbiger (links, Ehrenpräsident Child Survivors Deutschland e. V., Berlin).





Die Kunstschule Labyrinth, Ludwigsburg, zeigt Ausschnitte aus ihrem inklusiven Generationentheaterprojekt „Tell – der Apfelschuss“.





Im Anschluss an die Gedenkstunde: Begegnung mit Opferorganisationen an den Informationsständen im Forum am Schlosspark in Ludwigsburg.





Im Anschluss an die Gedenkstunde: Begegnung mit Opferorganisationen an den Informationsständen im Forum am Schlosspark in Ludwigsburg.





Im Anschluss an die Gedenkstunde: Begegnung mit Opferorganisationen an den Informationsständen im Forum am Schlosspark in Ludwigsburg.





Im Anschluss an die Gedenkstunde: Begegnung mit Opferorganisationen an den Informationsständen im Forum am Schlosspark in Ludwigsburg.

Blick in die Ausstellung „Standhaft trotz Verfolgung – Jehovas Zeugen unter dem NS-Regime“.





Gezeigt werden außerdem der Gemäldezyklus des Künstlers Heinz Tetzner (oben) und Aquarelle des ehemaligen KZ-Häftlings Johannes Steyer.



